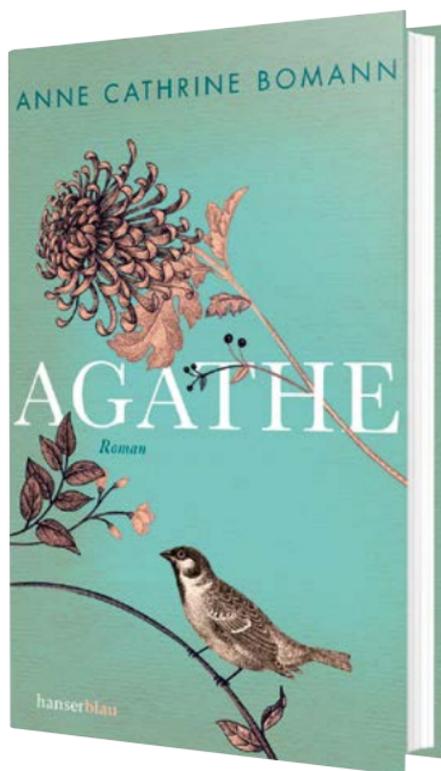


Leseprobe aus:
Anne Catherine Bomann
Agathe



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2018

HANSER

hanserblau

Anne Cathrine
Bomann

AGATHE

Roman

Aus dem Dänischen von
Franziska Hüther

hanserblau

Die dänische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
Agathe bei Forlaget Brændpunkt in Oure.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde
vom Europäischen Übersetzer-Kollegium Nordrhein-Westfalen
in Straelen e. V. gefördert.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26191-4

© Anne Cathrine Bomann 2017 by Agreement
with Grand Agency

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2019 hanserblau in der Carl Hanser Verlag
GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Zero Werbeagentur, München

Motiv: © FinePic unter Verwendung
von Motiven von Shutterstock.com

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

AGATHE

Dieses Buch ist reine Fiktion. Namen und Charaktere entstammen der Fantasie der Autorin, und jede Ähnlichkeit mit realen Personen, lebendig oder tot, ist zufällig.

MATHEMA

Wenn ich mit zweiundsiebzig in den Ruhestand ging, hatte ich noch fünf Monate zu arbeiten. Das entsprach zweiundzwanzig Wochen oder, falls alle Patienten kamen, genau achthundert Gesprächen. War jemand verhindert oder wurde krank, verringerte sich die Zahl natürlich. Darin lag, trotz allem, ein gewisser Trost.

HIMMEL-UND-HÖLLE

Ich saß im Wohnzimmer und schaute aus dem Fenster, als es passierte. Die Strahlen der Frühjahrs-sonne zeichneten vier versetzte Quadrate auf meinen Teppich und bewegten sich langsam, aber sicher über meine Füße hinweg. Neben mir lag eine ungeöffnete Erstaussgabe von *Der Ekel*, die ich seit Jahren in Angriff zu nehmen versuchte.

Ihre Beine waren dünn und bleich, und es wunderte mich, dass sie zu dieser Jahreszeit schon im Rock nach draußen durfte. Sie hatte ein Himmel-und-Hölle-Feld auf die Straße gemalt und hüpfte hoch konzentriert, erst mit einem Bein, dann mit beiden, dann wieder mit einem. Das Haar trug sie zu zwei Rattenschwänzen gebunden; sie musste um die sieben sein und lebte mit ihrer Mutter und einer älteren Schwester etwas weiter die Straße hinauf in der Nummer vier.

Nun könnte man vielleicht denken, dass ich eine Art philosophisches Unikum war, das den ganzen Tag am Fenster saß und über weit bedeutendere Dinge nachsann als Wurfsteine oder den Weg der

Sonne über den Boden. Das war nicht der Fall. Tatsächlich saß ich hier, weil ich nichts Besseres zu tun hatte, und wohl auch, weil die triumphierenden Ausrufe, die gelegentlich zu mir hereindrangten, wenn dem Mädchen eine besonders komplizierte Kombination von Hüpfern geglückt war, in gewisser Weise etwas Lebensbejahendes an sich hatten.

Irgendwann stand ich auf, um mir eine Tasse Tee zu kochen, und als ich auf meinen Posten zurückkehrte, war sie verschwunden. Wahrscheinlich, so schlussfolgerte ich, hatte sie anderswo ein spannenderes Spiel gefunden; Kreide und Stein lagen verlassen mitten auf der Straße.

Und da geschah es. Ich hatte gerade die Tasse zum Abkühlen aufs Fensterbrett gestellt und das Plaid über meinen Knien ausgebreitet, als ich am Rande meines Sichtfelds schemenhaft etwas fallen sah. Während ich noch umständlich meinen steifen Körper auf die Beine brachte, um ans Fenster zu treten, vernahm ich einen gellenden Schrei. Ich entdeckte sie ein Stück weit die Straße hinunter, kurz vor der Abzweigung zum See. Sie hatte sich aufgesetzt und hielt sich, den Rücken gegen einen Baum gelehnt, schluchzend den Knöchel. Über ihr im Geäst hockte eine Katze und ließ unbeeindruckt den Schwanz hin und her schwingen.

Ich zog den Kopf zurück. Sollte ich zu ihr hinaus-

gehen? Ich hatte das letzte Mal mit einem Kind gesprochen, als ich selbst eines gewesen war, und das zählte wohl kaum. Würde es sie nicht umso trauriger machen, wenn plötzlich ein fremder Mann vor ihr stand und sie zu trösten versuchte? Verstohlen warf ich einen zweiten Blick nach draußen; sie saß noch immer im Gras, das verweinte Gesicht erhoben, den Blick an meinem Haus vorbeigerichtet.

Es war sicher am besten, wenn mich niemand sah. Ist er nicht Arzt, würden sie einander zuflüstern, warum steht er bloß da und glotzt? Also ging ich mit meinem Tee in die Küche, wo ich mich an den Esstisch setzte. Doch auch wenn ich mir sagte, dass bestimmt alles in Ordnung sei und das Mädchen jeden Moment aufstehen und nach Hause humpeln würde, blieb ich dort sitzen wie ein Fremder in meinen eigenen vier Wänden, während die Stunden an mir vorbeistrichen. Der Tee wurde kalt und bitter, und die Dunkelheit brach herein, ehe ich schließlich zurück ins Wohnzimmer schlich, wo ich, halb verborgen hinter der Gardine, die Straße hinunterspähte. Da war sie natürlich längst weg.

SPUREN

Seit ich sie vor vielen Jahren eingestellt hatte, hatte mich Madame Surrugue jeden einzelnen Morgen auf die exakt gleiche Weise empfangen. Tag für Tag saß sie an ihrem großen Mahagonischreibtisch wie eine Königin auf ihrem Thron, wenn ich aber zur Tür hereintrat, stieg sie herab, um meinen Stock und meinen Mantel entgegenzunehmen, während ich den Hut auf die Ablage über der Garderobe legte. Dabei setzte sie mich über die bevorstehenden Termine in Kenntnis und reichte mir zum Schluss einen Stapel Patientenakten, die ansonsten penibel geordnet in einem großen Schrank hinter ihrem Schreibtisch archiviert waren. Wir wechselten noch ein paar Worte, woraufhin ich sie für gewöhnlich nicht wieder vor zwölf Uhr fünfundvierzig sah, wenn ich das Behandlungszimmer verließ, um in einem mittelmäßigen Restaurant in der Nähe zu Mittag zu essen.

Bei meiner Rückkehr saß sie stets genauso da, wie ich sie verlassen hatte, und mitunter fragte ich mich, ob sie überhaupt aß. Es duftete weder nach Essen,

noch hatte ich jemals auch nur einen Krümel unter ihrem Schreibtisch entdeckt. Brauchte Madame Surrugue überhaupt Nahrung zum Leben?

An diesem Morgen teilte sie mir mit, dass eine deutsche Frau angerufen habe, die später vorbeikommen und einen Termin ausmachen wolle.

»Ich habe mit Dr. Durand über sie gesprochen. Anscheinend war sie vor einigen Jahren wegen schwerer Manie und versuchten Selbstmords als Patientin in Saint Stéphane.«

»Kommt nicht infrage«, sagte ich entschieden. »Wir können sie nicht behandeln. Die Therapie würde Jahre dauern.«

»Dr. Durand ist ebenfalls der Meinung, dass es sinnvoller wäre, sie wieder stationär aufzunehmen, aber sie besteht offenbar darauf, zu Ihnen zu kommen. Ich könnte durchaus einen Termin für sie freimachen.«

Madame Surrugue sah mich fragend an, doch ich schüttelte den Kopf.

»Nein, unmöglich. Bitte sagen Sie ihr, dass sie sich anderswo Hilfe suchen soll.«

Wenn ich mich in ein paar Monaten zurückzog, hätte ich fast ein halbes Jahrhundert lang praktiziert, und das war mehr als genug. Das Letzte, was ich gebrauchen konnte, war eine neue Patientin.

Madame Surrugue musterte mich kurz, ging dann

aber den restlichen Tagesablauf mit mir durch, ohne das Thema weiterzuverfolgen.

»Danke, ausgezeichnet«, sagte ich, nahm den Stapel Akten entgegen und zog mich in mein Behandlungszimmer zurück. Es lag am entgegengesetzten Ende des großen Vorraums, wo Madame Surrugue herrschte und die Patienten darauf warteten, dass sie an die Reihe kamen. Auf diese Weise konnten mich weder das Klappern der Schreibmaschine noch eventuell stattfindende Gespräche bei der Arbeit stören.

Die erste Patientin, eine völlig humorlose Frau namens Madame Gainsbourg, war soeben eingetroffen und blätterte in einer der Zeitschriften, die Madame Surrugue ab und an mitbrachte. Ich seufzte etwas zu tief und rief mir in Erinnerung, dass nach dem Termin mit ihr nur noch siebenhundertdrei- undfünfzig Sitzungen auf mich warteten.

Der Tag verlief ohne nennenswerte Ereignisse, bis ich nach dem Mittagessen zurück in die Praxis kam. Hier wäre ich beinahe mit einer tödlich bleichen, dunkelhaarigen Frau zusammengestoßen, die direkt hinter der Tür stand, und ich entschuldigte mich für meine Ungeschicklichkeit. Die Frau war auffallend mager, und ihre Augen wirkten riesig in ihrem spitzen Gesicht.

»Das macht nichts, schließlich stehe ich im Weg«,

erwiderte sie und betrat den Raum. »Ich wollte gern einen Termin ausmachen.«

Sie sprach mit einem unüberhörbaren Akzent, und mir wurde klar, dass es sich um die Deutsche handeln musste. Sie presste eine Mappe mit dem Aufdruck *Saint Stéphane* an die Brust.

»Ich fürchte, das wird nicht möglich sein«, antwortete ich, doch sie machte einen schnellen Schritt auf mich zu und sagte eindringlich:

»Es ist sehr wichtig, dass ich einen Termin bekomme. Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Umstände mache, aber ich kann nirgendwo anders hin. Bitte helfen Sie mir.«

Ich wich unwillkürlich ein Stück zurück. Ihre braunen Augen leuchteten wie im Fieber, und ihr Blick war so intensiv, dass es sich anfühlte, als hielte sie mich umklammert. Sie abzuweisen würde offensichtlich ein Kampf werden, und dazu hatte ich im Augenblick weder die Zeit noch die Kraft. Ich machte eine Bewegung in Richtung Madame Surrugue und bemühte mich, ein freundliches Lächeln aufzusetzen.

»Wenn Sie mir bitte folgen würden«, sagte ich und drückte mich an ihr vorbei, »meine Sekretärin wird Ihnen die Situation erklären.«